

Ist das Digitalisierung oder kann das weg?

Die Einladung zur Dießener Klausur warf die Frage auf, wie „eine Hochschule der Zukunft aussehen könnte und wie sich die Universitäten inhaltlich und strukturell transformieren müssen, um im besten Sinne ihrer Zeit voraus zu sein und eine menschliche Avantgarde zu bilden, die für Forschung und Lehre die wirklich wichtigen Fragen und Antworten generiert.“

In dieser Frage steckt mehr, als auf den ersten Blick zu erahnen ist. Sie enthält nämlich bereits eine Antwort darauf, warum sich Hochschulen überhaupt inhaltlich und strukturell transformieren sollten. Die Aufgabe, die den Hochschulen zugeschrieben wird, ist keine geringe.

Ohne dass es in der Frage explizit erwähnt wird, ist sofort klar, es geht vor allem um die Auswirkungen der digitalen Revolution, die hier bedeutsam sind. Nicht nur in den Medien, sondern auch in wissenschaftlichen Arbeiten wird immer wieder vom „digitalen Zeitalter“ gesprochen und dass wir uns in einem größeren Umbruch befinden als dem, den die Industrielle Revolution im späten 18. Jahrhundert bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgelöst hat. Doch was soll eine digitale Revolution überhaupt sein? Unter Digitalisierung versteht man zunächst einmal das einfache Umwandeln von analogen Werten wie Daten in Form von Zahlen oder Buchstaben in digitale Formate. Einschlägiger für das, was in der Regel gemeint wird, ist der Begriff der Mediatisierung nach Friedrich Krotz. Hierbei geht es um die zunehmende Durchdringung des Alltags und der Kultur durch Medienkommunikation und die damit verbundenen Wandlungsprozesse auf gesellschaftlicher Ebene. Diese Wandlungsprozesse sind viel wichtiger als die jeweiligen neuen Medien selbst. Wie Marshall McLuhan bereits 1964 erkannte, ist das Medium die Botschaft. Er illustrierte dies am Beispiel des Automobils: Würde man sich nur das Auto als solches ansehen, würde man wenig über dieses erfahren. Die Veränderungen im Städtebau, im Alltagsleben und in der Industrie hingegen, sind die eigentlichen Botschaften des Mediums. Aktuell dringen viele neue, teilweise disruptive Technologien auf den Markt und verändern unser Leben grundlegend.

Eine Reaktion auf diese Veränderungen finden wir auch in der Hochschullandschaft.

Es wird fleißig digitalisiert, vor allem im Bereich der MINT-Fächer. Das Ziel dieser Bemühungen? (Aus-)Gründung von Tech Startups, das Erreichen hochdotierter Jobs und damit verbunden Kapitalvermehrung. Ob dies die Studierenden zu einer menschlichen Avantgarde bildet, die die wichtigen Fragen (und Antworten) stellen kann, ist zu bezweifeln. Befragt man eine bedeutende Suchmaschine nach den Schlagwörtern „Hochschule + Digitalisierung“ ergibt die Suche zunächst einmal eine Vielzahl an gesponserten Fortbildungsangeboten. Unter dem Titel „Innovationen lernen“ oder „Digital Transformieren lernen“ versprechen diese, dem Nutzer innerhalb weniger Wochen eine ertragreiche Zusatzqualifikation. Eben dieser Grundtenor schwingt auch in den restlichen Suchergebnissen mit: Es geht um eine ausreichende Qualifizierung für den Arbeitsmarkt, um eine Lösung des Fachkräftemangels und eine Lösung für die unzureichende digitale Qualifikation der Studierenden. Erläutert, worum es sich bei dieser ominösen digitalen Qualifikation eigentlich handelt, wird dies in der Regel nicht.

Die Kultusministerkonferenz hat 2019 Empfehlungen zur Digitalisierung in der Hochschullehre erarbeitet und verabschiedet. Vielleicht findet sich hier eine Antwort:

Die Hochschulleitung stellt sicher, dass die Digitalisierung der Hochschullehre in der strategischen Gesamtentwicklung der Hochschule auf allen Ebenen verankert ist.

Die Hochschule schafft die organisatorischen, personellen und finanziellen Voraussetzungen zur Durchführung und Unterstützung der Lehre in der digitalen Welt.

Die Hochschulen nutzen die Chancen der Digitalisierung konsequent zur hochschulübergreifenden Unterstützung und Weiterentwicklung der Lehre.

Die Hochschule stellt die Information, den Austausch und die Vernetzung der Lehrenden zur Weiterentwicklung digitaler Lehre sicher.

Die Lehrenden tauschen sich in ihren Fachdisziplinen zum Einsatz digitaler Medien aus und entwickeln geeignete Konzepte zur curricularen Integration digitaler Elemente in die Lehre und neuer digitaler Lern- und Lehrformate.

Die Hochschuldidaktik entwickelt forschungsbasierte und praxisorientierte Angebote für die digitale Gestaltung der Lehre und Konzepte zu deren Umsetzung.

Mit der Akkreditierung von Studiengängen wird sichergestellt, dass digitale Kompetenz curricular in den Studiengängen angemessen verankert ist.

Die Hochschulen ermöglichen durch Festlegung von Standards und Aufbau entsprechender Schnittstellen die datenschutzkonforme digitale Übermittlung von Studierendendaten zwischen Hochschulen.

Wieder stößt man auf inhaltslehre Schlagworte. Was genau ist digitale Lehre? Geht es hierbei um Onlinekurse oder um die Arbeit mit dem Smartboard? Und was ist digitale Kompetenz?

Zwei Bereiche zeichnen sich in den Empfehlungen ab. Zum einen geht es um Mediendidaktik, also den Einsatz von Medien für Lehr- und Lernprozesse, zum anderen sollen strukturelle Rahmenbedingungen für die Digitalisierung geschaffen werden. Viele aktuelle Projekte wie das ZUG Projekt (Für die Zukunft gerüstet, Hochschule München) beschäftigen sich mit neuen Lernformaten. Ausgerichtet sind diese auf eine Verbesserung der herkömmlichen Lehre, auf Flexibilisierung und (teilweise) auf die Vermittlung digitaler Kompetenzen. Häufig scheinen diese Ziele auch schon den Zweck der Digitalisierung darzustellen. Die Qualifizierung für den Arbeitsmarkt ist unumstritten die zentrale Aufgabe der Hochschulen. Doch darf dies das einzige Ziel sein? Angesichts der Herausforderungen der modernen Welt, mit Migrationsbewegungen, Klimawandel, Substituierungsprozessen auf dem Arbeitsmarkt, algorithmen-basierten Entscheidungen, Medizin- und Gentechnik und einer immer weiter aufgehenden Schere zwischen arm und reich, sollte die Ausbildung der Studierenden angepasst werden. Nur so werden diese in der Lage sein verantwortungsbewusst zu handeln, gerade in Zeiten des (digitalen-) Umbruchs.

Die Empfehlungen zur Digitalisierung der KMK enthalten diese Punkte nicht. Digitalisierung wird hier vor allem auf struktureller Ebene behandelt. Die Frage nach dem Sinn der selbigen wird hingegen nicht gestellt.

Die große Herausforderung der Bildungsinstitutionen unserer Zeit ist es, jungen Menschen das Handwerkszeug für eine Welt mitzugeben, von der noch niemand weiß, wie sie aussehen wird. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsbildung (IAB) kam 2018 in einer gemeinsamen Studie mit dem Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB) zu dem Ergebnis, dass in 15–20 Jahren die Hälfte der Berufe, die wir kennen, verschwunden sein werden. Die Forscherinnen und Forscher gehen davon aus, dass in 20 Jahren 60–80 Prozent der Berufe automatisiert werden können. Diese Veränderung mag zwar häufig Angst auslösen, stellt jedoch auch eine große Chance dar, da gerade durch Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt gesellschaftliche und soziale Strukturen aufgebrochen werden können. Bisherige Ungleichheiten bzw. Diskriminierungen könnten so neu verhandelt und im besten Falle beseitigt werden. Doch nicht nur der Arbeitsmarkt, sondern auch unsere alltägliche private Lebenswelt wird durch die Digitalisierung auf den Kopf gestellt. Diese

Chance zu nutzen, alles zu tun, damit die Zukunft eine lebenswerte wird, ist ebenfalls Aufgabe der Bildungslandschaft. Zunächst einmal führt die digitale Revolution zu einer Orientierungskrise, die als zentrale Herausforderung postmoderner Gesellschaften gesehen wird. In einer solchen befinden wir uns aktuell. Die Fähigkeit sich Orientierung zu verschaffen und sich umzuorientieren ist zentral für ein Leben in dieser Gesellschaft. Benötigt wird zudem die Fähigkeit der Flexibilisierung, also die Anpassung von Denkmustern und der Umgang mit Alterität, mit Unbekanntem und möglicherweise unbekannt Bleibendem. Bildungsprozesse sind in einer solchen Phase durch das Eröffnen von Unbestimmtheitsräumen gekennzeichnet. Tentativität und Exploration sind notwendig, um sich hier zurecht zu finden. Dies muss entsprechend gelehrt werden. Wirft man nun einen Blick auf aktuelle Bildungseinrichtungen ist der Fokus dort sehr stark auf einen Bildungskanon gerichtet, der nicht auf ein Leben in digitalisierten Arbeits- und Lebenswelten vorbereitet. Diese pädagogische Provinz ist längst nicht mehr zeitgemäß. Um den digitalisierten Lebenswelten gerecht zu werden, ist eine umfassende Medienbildung unerlässlich. Am besten für alle Menschen, was eine Öffnung der Hochschulen für mehr Menschen, auch im Sinne von lebenslangem Lernen, erforderlich machen würde.

Maßgebend für den Gedanken der Medienbildung ist der Umstand, dass erstens Artikulationen von Medialität nicht zu trennen sind, und dass zweitens mediale Räume zunehmend Orte sozialer Begegnung darstellen, dass also mediale soziale Arenen in den digitalen Medien eine immer größere Bedeutung für Bildungs- und Subjektivierungsprozesse einnehmen.

1

Nimmt man dies ernst, stellt sich die Frage nicht mehr, warum dies alle Menschen betrifft. Es ist klar, unsere Lebenswelt ist digitalisiert und die Hochschule muss, auf diese Welt vorbereiten. Das Ziel sollte hierbei jedoch sein, mündige Bürger zu produzieren, die zwar auch auf dem Arbeitsmarkt verwertbar sind, aber eben nicht nur. Das zentrale Bildungsziel sollte sein, alle Fähigkeiten zu erlernen die für ein selbstbestimmtes Leben und souveränes Handeln in einer digitalisierten Gesellschaft nötig sind. Urteilsfähigkeit, Kreativität, Selbstbestimmtheit, Gestaltungsfähigkeit, Verantwortungsbewusstsein und Chancen der Teilhabe am Gesellschaftsleben, wie sie aktuell 2019 in der ,Charta Di-

gitale Bildung‘ der Gesellschaft für Informatik gefordert werden, stellen wichtige (Aus-)Bildungspunkte dar. Die entscheidende Frage ist hierbei die, wie wir leben wollen. Es geht zurück zu den Grundfragen der Menschheit und der Frage nach einem ‚guten Leben‘. Wir haben durch die aktuelle Revolution die Chance, dies neu zu verhandeln. Roboter können unliebsame Arbeit übernehmen, so dass wir wieder ganz Mensch sein können. Wir können Antworten auf Fragen finden, die wir nie gestellt haben (mit Hilfe von KI und Big Data) und wir können unser Gesellschaftssystem neu strukturieren, partizipativer und gerechter gestalten.

Doch dazu kommt es wohl nicht. Die Hoffnungen, die sich z. B. in der Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace 1996 von John Perry Barlow wiederfinden, sind weitestgehend gestorben. Damals schrieb er:

Regierungen der industriellen Welt, Ihr müden Giganten aus Fleisch und Stahl, ich komme aus dem Cyberspace, der neuen Heimat des Geistes. Im Namen der Zukunft bitte ich Euch, Vertreter einer vergangenen Zeit: Laßt uns in Ruhe! Ihr seid bei uns nicht willkommen. Wo wir uns versammeln, besitzt Ihr keine Macht mehr.

Wir besitzen keine gewählte Regierung, und wir werden wohl auch nie eine bekommen – und so wende ich mich mit keiner größeren Autorität an Euch als der, mit der die Freiheit selber spricht. Ich erkläre den globalen sozialen Raum, den wir errichten, als gänzlich unabhängig von der Tyrannei, die Ihr über uns auszuüben anstrebt. Ihr habt hier kein moralisches Recht zu regieren noch besitzt Ihr Methoden, es zu erzwingen, die wir zu befürchten hätten.

Regierungen leiten Ihre gerechte Macht von der Zustimmung der Regierten ab. Unsere habt Ihr nicht erbeten, geschweige denn erhalten. Wir haben Euch nicht eingeladen. Ihr kennt weder uns noch unsere Welt. Der Cyberspace liegt nicht innerhalb Eurer Hoheitsgebiete. Glaubt nicht, Ihr könntet ihn gestalten, als wäre er ein öffentliches Projekt. Ihr könnt es nicht. Der Cyberspace ist ein natürliches Gebilde und wächst durch unsere kollektiven Handlungen.

Was aus dieser einst so demokratisierenden Idee des Internets geworden ist, sehen wir heute. Viel präsenter als die Heilsversprechen sind die negativen Seiten des Netzes. Fake News, Wahlmanipulation, Datensammlung und Auswertung durch Konzerne und Strafverfolgungsbehörden, Cybermobbing, Cybergrooming, hoher Ressourcenverbrauch, prekäre Arbeitsverhältnisse z. B. in Form von Plattformarbeit und virtuelle Gewalt, sind nur ein paar der negativen Aspekte, die das Internet hervorbringt bzw. fördert. Dabei wirken die digitalen Strukturen wie ein Katalysator für all die negativen aber auch positiven Ideen der Menschen. Regierungen versuchen deshalb den virtuellen Raum mit allen Mitteln

zu regulieren und zu überwachen, oft auch unter Missachtung von Menschenrechten. Große Digital-Konzerne setzen sich über geltendes Recht (Steuern, Arbeitsschutz...) hinweg, ohne hierfür ausreichend belangt zu werden. Trotz allem hat das Internet, und vor allem das mobile Netz unser Leben und Lernen tiefgreifend, auch positiv, verändert. Der Zugriff auf Informationen und die globale Vernetzung sind nur zwei der unzähligen Vorteile, die die Digitalisierung geschaffen hat. Schaut man in die Zukunft, erwarten uns mit Künstlicher Intelligenz und der vorhergesagten technischen Singularität 2045 neue Revolutionen unseres Lebens. Unter dem Schlagwort ‚Posthumanismus‘ sind eine ganze Reihe von Ideen zu finden, was uns zukünftig erwarten könnte. Der Posthumanismus umfasst drei mögliche Pfade der Weiterentwicklung: genetische Eingriffe, digitale Körperteile und Nanoroboter sowie den ‚Upload‘ des Bewusstseins ins Netz. Posthumanisten begreifen den Körper als austauschbare Hardware, unser Bewusstsein hingegen ist die Software, die auch auf unsterblicher Hardware laufen kann. Sie versprechen nichts weniger als ewiges Leben.

Doch soweit in die Zukunft muss man gar nicht schauen. Welchen Weg die Entwicklung auf technischer und gesellschaftlicher Ebene nehmen wird, bleibt in weiten Teilen unvorhersehbar.

2

Widmen wir uns also wieder der Gegenwart, den aktuellen Ideen und (Technik-)Narrativen, die einem täglich begegnen, da diese die Auffassung der Digitalisierung durch die breite Bevölkerung maßgeblich beeinflussen. Große Technikkonzerne wie Amazon, Apple oder Google dringen massiv in die Bildungslandschaft ein und verändern diese. Sie verkaufen den Traum von Freiheit und Aufstieg für jeden. Ganz der kalifornischen Ideologie folgend, die eben nicht eine punktuelle Veränderung unseres Alltags beschreibt, sondern einen Umbau aller Lebensbereiche zum Besseren verspricht. Sie verbindet ganzheitliches Denken, Technikdeterminismus und Wirtschaftsliberalismus zu einem Projekt. Die Narration dieser Bewegung bedient sich der Ikonen des Widerstandes: Steve Dekorte vergleicht z.B. die Missachtung von Gesetzen durch Uber mit der Übertretung rassistischer Gesetze durch die Bürgerrechtlerin Rosa Parks. Informationstechnologien, so diese Ideologie, vergrößerten die Macht des Individuums, verstärkten die persönliche Freiheit und reduzierten radikal die Macht des Nationalstaates.

Bestehende gesellschaftliche, politische und staatliche Machtstrukturen würden, so die Erzählung, zugunsten von unbeschränkten Interaktionen zwischen autonomen Individuen und ihrer Software verschwinden.

Auf der anderen Seite finden wir viele technikpessimistische Ansätze. Hier werden Smartphones als Kommunikationskiller und Computerspiele als Suchtmittel oder Auslöser von Gewaltakten dargestellt. Die Skepsis gegenüber Neuem ist groß und natürlich nicht ganz von der Hand zu weisen; sicherlich hat die Technik ihre Schattenseiten. Doch umso wichtiger ist es, sich mit ihr zu beschäftigen.

Der Soziologe Armin Nassehi berichtet in seinem neuen Buch *Muster: Theorie der digitalen Gesellschaft* davon, dass der Kapitalismus und die Digitalisierung eine Welt geschaffen haben, die es notwendig macht, sie anders begreifbar zu machen. Die Antwort auf dieses begreifbar machen ist wiederum digital. Nassehi geht davon aus, dass es uns Unbehagen bereitet, wenn digitale Techniken bzw. Datenauswertungen uns durchschauen und beispielsweise unser Kaufverhalten vorhersagen können. Dass neue Technik erst einmal Ablehnung hervorruft, ist nichts Neues. Die Geschichte zeigt uns unzählige Beispiele. So beklagte schon Platon im Dialog *Phaidros* das Aufkommen der Schrift: „Denn im Vertrauen auf die Schrift werden sie (die Menschen) ihre Erinnerungen mithilfe geborgter Formen von außen heranholen, nicht von innen aus sich herausziehen; so dass sie sich vielwissend dünken werden, obwohl sie größtenteils unwissend sind, und schwierig im Umgang sein, weil sie scheinweise geworden sind statt weise.“

Die Digitalisierung im Hochschulwesen folgt aktuell vor allem dem Narrativ der zuvor erwähnten Kalifornischen Ideologie. Wichtig wäre jedoch, eine eigene Narration für die Bildung zu entwickeln. Benötigt wird ein Framing des digitalen Wandels: Digitaler Wandel braucht eine gute Geschichte, um greifbar und erlebbar zu werden, jenseits des ‚reinen‘ Kapitalismus. Diese müssen wir aber selbst erzählen. Digitalisierung muss in die Hand genommen, erzählt und auch gesteuert werden.

„Digitalisierung ist kein Tsunami“, sagte eine Teilnehmerin der Klausur. Sie ist steuerbar. Doch in diesem Fall ist die Steuerung dieser Prozesse alles andere als trivial. Ist ein Transformationsprozess, bei dem alle mitgenommen werden, überhaupt möglich? Aktuell liegt das Voranbringen der digitalen Kompetenzen – was auch immer das sein mag – an den Hochschulen in den Händen weniger engagierter Personen. Diese werden zudem häufig von der Industrie abgeworben und verlassen die Lehre. Ist es also eine Lösung, von oben herab zu bestimmen, dass digitale Kompetenzen jetzt von allen für alle gelehrt werden müssen?

Sicherlich ist dies der falsche Weg. Die neue Digitalkultur ist ja eigentlich geprägt von einem basisdemokratischen Gedanken und einer Sharing Economy. Eine Top-Down Steuerung widerspräche dieser Kultur, die etabliert werden soll. Zu glauben, dass die Zeit dieses Problem von selbst löst, ist naiv. Immer noch hält sich der Mythos der Digital Natives, die dieses Digitale doch verstehen. Wir müssten nur lange genug warten und schon würden unsere Hochschulen von kompetenten jungen Menschen bevölkert, die es nicht mehr nötig hätten, dazuzulernen. Die Lehrenden könnten sogar dann von diesen lernen. Leider liegen zwischen dem Bedienen eines digitalen Gerätes und dem Verstehen eines solchen Welten. Gemeinsames Erschließen dieses Verstehens, im Sinne eines kooperativen Unterrichts, bzw. durch Projektarbeit, ist sicherlich sinnvoll. Doch auf die automatische Kompetenz der jungen Generation zu vertrauen, ist sinnlos.

3

So schließt sich der Kreis, und die Frage der Kompetenzvermittlung, die an den Hochschulen geschehen soll, liegt wieder auf dem Tisch. Für die Studierenden und die Lehrenden. Die Lehrenden sollen zu Lernbegleitenden werden. Doch hierfür benötigen diese Kompetenzen. Auf Seiten der Lehrenden wären zeitliche Freiräume für die eigene Fortbildung wünschenswert. Es ist nicht notwendig, dass alle Lehrenden programmieren können, aber einen Einblick in die Bedeutsamkeit von Algorithmen für unser Leben, die Möglichkeiten der Digitalisierung (in die gute und die bedrohliche Richtung) und damit verbunden die Entwicklung einer eigenen Haltung sollte grundsätzlich für jede und jeden möglich sein.

Die Frage nach „digitalen Kompetenzen“, die dann die Studierenden erwerben sollen, kann vielleicht am besten mit Hilfe des ‚DigComp2.1‘ beantwortet werden. Im *Digital Competence Framework for Citizens* der Europäischen Union werden fünf Kompetenzbereiche beschrieben: *Information and data literacy*, *Communication and collaboration*, *Digital content creation*, *Safety* und *Problem solving*. Verbunden mit ethischem Handwerkszeug können diese Kompetenzen dafür sorgen, dass mündige Bürger unsere Hochschulen verlassen. Doch ob es soweit kommt, Hochschulen unabhängig bleiben und ihre eigene Agenda behalten, die nicht nur von ökonomischen Interessen getrieben wird, oder ob große Technikfirmen die Geschicke der Hochschulen leiten, ist noch nicht

ausgemacht. Privatisierung von Forschungsinstituten, Digital-Labore, die von Technikfirmen gesponsert werden, und von der Industrie finanzierte Forschung auch in nicht technischen Fächern, sind kritisch zu betrachten. Wer nicht gestaltet, wird gestaltet. Die Hochschulen müssen in vielen Bereichen aufhören, Digitalisierung zu erleiden und endlich selbst aktiv werden.

Wenn ich jetzt noch wüsste wie, hätte ich keine Zeit mehr, diesen Text zu schreiben, weil ich dann Digitalisierung schon aktiv gestalten würde. Doch eines kann Jede und Jeder tun: Die Ziele der Transformationsprozesse kritisch betrachten und prüfen, ob diese tatsächlich zu dem beitragen, was gesellschaftlich sinnvoll ist. Hierbei gibt es sicherlich nicht die eine Antwort, doch zu hinterfragen, mit welchem Ziel etwas geschieht und nicht unreflektiert die Narrative der Wirtschaft zu übernehmen, ist schon ein Anfang. Eventuell gelingt es dann, „eine menschliche Avantgarde (zu) bilden, die (...) die wirklich wichtigen Fragen und Antworten generiert“!



